



Ist das Mama?

Nach einer Operation ist die Mutter unserer Autorin plötzlich eine andere – schwach, hilflos, verwirrt. Ihre Tochter beginnt sie zu pflegen. Aber irgendwann ist da nur noch Erschöpfung und die Frage: Darf man seiner Mutter den Tod wünschen?

Von Katrin Schielke, SZ-Magazin Online, 06.08.2024

Irgendwas stimmt nicht mit ihren Stiefeln. Wir sitzen bei meinem Sohn in der Wohnung, und ich schaue immer wieder auf ihre Füße. Gerade hat sie ihren 84-jährigen Körper mühsam die vier Treppen Altbau hochgeschleppt, oben hat sie gestöhnt und sich ins Sofa fallen lassen. »Hätte ich das gewusst, ich wäre nicht gekommen«, sagt sie.

»Was ist mit deinen Stiefeln, Mama?«, frage ich, hebe ihr rechtes Bein an, federleicht, und schaue genau. Die Absätze sind viel zu hoch für eine Frau, die so wacklig auf den Beinen ist, denke ich. Außerdem fallen mir die Reißverschlüsse an den Seiten auf, die genau gleich aussehen. Warte mal, denke ich, das hier am rechten Fuß ist doch eindeutig der linke Stiefel?

»Jürgen«, ich schaue ihren Lebenspartner an, der sie seit anderthalb Jahren rund um die Uhr betreut, sie wäscht, der einkauft, kocht, putzt, Verabredungen organisiert, sie nicht aus den Augen lassen kann: »Guck mal, die sind falsch rum.« Er wirft uns einen müden Blick zu.

Wir ziehen ihr die Stiefel aus und richtig an. Meine Mutter starrt nur vor sich hin, gibt keinen Ton von sich. Ihr scheint egal zu sein, was wir da mit ihr anstellen. Als ich die Schuhe getauscht habe, lehne ich mich zurück, spüre das Sofa im Rücken, den Boden unter meinen Füßen, und drifte ab in wirre Gedanken. Als ich wieder zu mir komme, spüre ich kurz in mich hinein, aber da ist nicht viel, nur Erschöpfung. Monatelang angesammelte Erschöpfung.



Fremd ist mir meine Mutter geworden, sie ist jetzt eine andere. Klein und zerbrechlich, jemand, den man beschützen möchte. Und dann ist da noch das Böse, das ab und zu aufblitzt.

Meine »richtige« Mutter ist im Sommer 2020 nach einer Herzschrittmacher-Operation verschwunden. Ein Routineeingriff, bei dem jedoch einiges schief lief. Damals, nach dem ersten Besuch im Krankenhaus, schrieb ich es auf:

Wir erkennen sie nicht. Als mein Bruder und ich den Raum der Intensivstation betreten, piept und surrt eine Maschine, die bunte Kurven anzeigt, und eine Frau liegt ganz still in einem Bett, an deren Seiten Gitter befestigt sind. Ihre weißen Haare liegen ausgebreitet auf dem Kopfkissen, als gehörten sie nicht zu ihr. Das Gesicht sieht zu groß aus für den kleinen, dünnen Körper, die Wangen aufgedunsen und etwas rötlich.

Ich schaue auf die Frau, dann zu meinem Bruder, der unbeweglich neben mir steht. Ist das Mama? Ich erkenne sie nicht, sagt er, ich schüttele den Kopf, ich auch nicht. Aber das ist sie doch ... Wir machen ein paar unsichere Schritte aus dem Zimmer, suchen nach einem Namensschild, aber da ist keines, und die Schwester hat uns doch an die Schwelle dieses Raumes geführt, und in den Nebenräumen liegen ein Mann und eine Frau mit braunen Haaren. Also muss sie es sein.

Unsere Mutter. Schöne, kastanienbraune Haare hatte sie, einen frechen Blick und eine große Klappe. Das kam von ihrer Zeit im Verkauf eines Elektrogroßhandels, wo sie arbeitete, seit sie 14 war. Immer hatte sie mit Männern zu tun und ließ sich nichts gefallen.

Unsere Mutter. Die immer so müde war, weil sie so viel arbeitete und so wenig Zeit fand für ihre drei Kinder. Die früher Handball gespielt hatte und dann nur noch Sport im Fernsehen guckte, Fußball, Tennis, Skilaufen, alles. Die sich immer ein bisschen zu dick fand und sich tagelang nur von Knäckebrot ernährte.

Unsere Mutter. Die sich mit Mitte fünfzig in einen Mann verliebte und dafür ihren Mann, unseren Vater, verließ. Den neuen Mann liebte und pflegte, als er krank wurde, jahrelang. Als er starb, wollte sie allein bleiben, aber nach drei Monaten hatte sie schon einen Neuen im Fahrstuhl ihres Hochhauses kennengelernt, einen schnittigen, ziemlich aufgeweckten 70-Jährigen. Er zog aus dem 11. Stock zu ihr in den neunten.



Meine Mutter. Die von Ärzten nichts erwartete, beziehungsweise nur das Schlimmste. Und sie trotzdem wegen Blasenentzündungen, Durchfallattacken und allgemeiner Schwäche immer öfter aufsuchen musste. Die über ihre Ärzte herzog und nölte und keine Heilung fand.

Die sich immer Sorgen machte, um alle, die immer schwarzsah. Die sich mit zunehmenden Alter immer weniger sagen ließ, oft verwirrt war und in Gesprächen manchmal Dinge sagte, die keiner verstand, weil sie nichts mit dem Thema zu tun hatten. Die nachts um sich schlug und morgens erschöpft aus ihren Alpträumen erwachte.

Und nun liegt da diese Frau mit den weißen Haaren. Wir treten näher ans Bett. Mama, sagt mein Bruder, da öffnet sie die Augen, ganz klein sind sie und starren uns an ohne jede Regung. Sie lächelt nicht, bewegt nicht den Kopf, schaut nur. Wir setzen uns neben sie. Die Maschine piept und piept. Ganz leise sagt sie etwas, ich verstehe es nicht. Was sagt sie?, frage ich meinen Bruder. Wo denn da ein Telefon piepe, sagt mein Bruder. Das ist kein Telefon, sagt er mit sanfter Stimme zu ihr, das ist die Maschine, die kontrolliert, ob alles richtig läuft. Und das sieht erstmal gut aus, Mama, Puls und Herz. Sie reagiert nicht.

Ich lege meine Hand auf ihre, sie ist festgeschnallt. Sie hat sich gewehrt, am ersten Tag und an diesem wieder, wie wir später vom Arzt erfahren. Sie kam nicht zur Ruhe, wusste nicht, wo sie ist, was da passiert mit ihr, wollte sich die Schläuche rausreißen, man gab ihr Mittel, um sie zu »harmonisieren«, so sagt es uns der Arzt. Jetzt sei sie in einer Art von Delir, und man wisse nicht genau, wie lange das dauere und ob das nur von den Beruhigungsmitteln komme.

Ihre Hand zittert, der ganze Arm zittert. Ich streiche über das Laken, es ist zwar fest, aber nicht sehr dick. Ich rufe eine Schwester, frage, ob man ihr nicht eine richtige Bettdecke geben könne, sie zittert ja, und so warm sei es nicht im Zimmer. Wir nehmen die Decke, die unter ihren Füßen liegt, und legen sie über sie. Ich decke sie zu, wie ich es oft mit meinem Sohn gemacht habe, bis unter den Hals und über die Schultern. Halte weiter ihre Hand. Halte meine Tränen zurück, irgendwo warten sie schon. Weil ich nicht verstehen kann, was ich hier vor mir sehe. Weil ich es gern anders hätte, eine Mutter, die sagt, ja, das war anstrengend, aber zum Glück haben sie den Herzschrittmacher noch rechtzeitig einsetzen können, bald geht es mir wieder gut.



Meine Mutter sagt nichts. Sie reagiert nicht auf uns, schaut uns nur ab und zu an, aber als wir dann gehen, nachdem wir gesagt haben, morgen kommt dann der Jürgen, und wir kommen auch bald wieder, wir lassen dich nicht allein, da nickt sie, als hätte sie uns verstanden.

Erst viel später erfahren wir durch den Entlassungsbericht des Arztes und die Diagnose einer Neurologin, die meine Mutter behandeln wird, dass sie sich nach der OP zweimal alle Schläuche rausgerissen hatte und zweimal wiederbelebt werden musste. Und dass ihr Gehirn dabei einen irreparablen Schaden genommen hat.

Die ersten Halluzinationen treten kurz danach auf, noch im Krankenhaus. Zum ersten Mal erzählt meine Schwester davon. Unsere Mutter habe ihr bei ihrem Besuch immer wieder gesagt, sie müsse sie da rausholen, die foltern mich, die stecken alle unter einer Decke, hol mich bloß hier raus. Gut, der Umgangston in Berlin ist ruppig, und freundlich war uns das Pflegepersonal dort auch nicht gerade vorgekommen. Aber Folter?

Ich besuche meine Mutter in der geriatrischen Reha-Pflege, in der sie nach der OP vier Wochen bleibt. Wegen Corona darf immer nur eine Person eine Stunde pro Tag zu ihr. Ich betrete ihr Zimmer. Sie sitzt mit dem Rücken zu mir im Rollstuhl an einem kleinen Tisch, den Kopf gesenkt. Ich gehe zu ihr, ziehe meine Maske runter, damit sie mich erkennt, nehme sie in den Arm. Ihr Haar klebt fettig am Kopf, ihre Augen schauen mich an, als denke sie intensiv über etwas nach. Dann erkennt sie mich und sagt meinen Namen. Sie trägt ein langärmeliges T-Shirt – das Ende des Sommers naht, und es ist frisch draußen. Dann sehe ich, dass sie keine Hose anhat, nur eine dicke Windel und Strümpfe. Ich bin verstört, dass man meine Mutter hier so rumsitzen lässt. Ich frage sie, ob es ohne Hose nicht zu kalt sei. Sie schaut mich lange an, dann schüttelt sie den Kopf. Weil es drinnen mit Maske schwer auszuhalten ist, wollen wir raus. Ich lege ihr eine Decke über die Beine, schiebe sie im Rollstuhl durch den Gang auf die Terrasse und denke, dass meine Mutter zum ersten Mal in meinem Leben auf mich angewiesen ist.

Draußen trinken wir Kaffee. Immer wieder schaut sie zu einem Balkon gegenüber, und dann sagt sie, da ist doch eine Party mit Musik, da sind doch Leute ... Ich gucke hinüber, sehe nur ein paar Blumenkästen, nee, da ist niemand, ich hör nichts. Doch, doch, die feiern doch ... Sie lässt sich



nicht davon abbringen, und ich widerspreche ihr nicht.

Später schneide ich ihr die Fingernägel, weil sie mit der Nagelschere nicht mehr zurechtkommt, und frage Dutzende Pflegerinnen, wann man meiner Mutter mal die Haare waschen könne, bekomme aber keine Antwort.

Als ich die Reha-Station verlasse, laufe ich einfach los und verirre mich in den Hochhäusern des Märkischen Viertels, kopflos starre ich auf die Fahrpläne der Bushaltestellen und weiß nicht mehr, wo ich bin und in welche Richtung ich fahren muss. Setze mich auf eine Bank, rufe Jürgen an, erzähle ihm vom Besuch. Nach dem Gespräch bleibe ich sitzen, dann kommen die Tränen, ich weine und denke, dass meine Mutter wahrscheinlich bald sterben wird, dass die wenige Kraft, die sie gerade noch hat, nur noch für ein paar Tage oder Wochen reicht.

Aber so ist es nicht, und als ich ein paar Tage später von Jürgen erfahre, dass sie sich beschwert hat, weil ich ihr die Nägel so kurz geschnitten habe, bin ich erleichtert und denke, okay, da ist sie ja wieder, die alte Nörglerin. Jetzt geht's bergauf. Und auch beim letzten Besuch in der Reha scheint sie wieder die Alte zu sein, eine Spur zu aggressiv legt sie sich mit einer jungen Ärztin an, beschwert sich über die mangelnde Pflege, »das müssen Sie sich dann schon mal anhören, junge Frau«, und ihre Zimmergenossin schmunzelt nur und sagt immer wieder, ach, jetzt beruhigen Sie sich doch.

Wieder zuhause aber beginnt alles von vorn. Sie kommt kaum vom Sofa hoch, weil ihre Muskeln vom langen Liegen müde geworden sind. Ein Häufchen Elend.

Und dann kommen die fremden Menschen in ihre Wohnung. Erst sind es »diese Kleinen«, die so einfach Zugang gefunden haben, immer wieder beschwert sie sich darüber, unerhört ist das, sagt sie. Einmal will sie die Ausländerbehörde anrufen. Was denn für Kleine, fragen wir, wie sehen die aus? Na die Kleinen, diese Asiaten. Wir erinnern uns, dass eine der Krankenschwestern Chinesin oder Japanerin war und zu ihr nicht besonders freundlich. Hat sich da was festgesetzt in ihrem Kopf? Das »postoperative Delir« hätte da längst aufhören müssen, tut es aber nicht.



Aber was genau hat meine Mutter? Einen organischen Hirnschaden, wie die Neurologin vermutete? Oder hat der »Zwischenfall« einfach die Demenz beschleunigt, die sich schon vor der OP abgezeichnet hatte?

Schon in ihren frühen Siebzigern sagte meine Mutter immer häufiger, dass sie ihren Kopf verliere, guck, siehst du, jetzt finde ich schon wieder meine Brille nicht, und dieser Name, ich kann mich einfach nicht mehr dran erinnern. Wir nahmen sie nicht ernst und wischten das alles immer schnell weg.

Aber weil sie am Thema Alzheimer und Demenz interessiert war, ging ich öfter mit ihr ins Kino, und wir schauten uns Filme an: »An ihrer Seite« mit Julie Christie und den großartigen »Vergiss mein nicht« von David Sieveking, einen berührenden Film über die letzten Lebensjahre seiner Mutter. Vielleicht sahen wir die Filme auch, um uns davon zu überzeugen, dass es noch längst nicht so weit war.

Nach einem dieser Kinobesuche – nachdem sie schon im Kino so tapsig und unbeholfen gewirkt hatte –, liefen wir gemeinsam zur U-Bahn, und da hatte ich zum ersten Mal den Eindruck, dass meine Mutter nicht mehr alle Sinne beisammenhatte. Mit milchigem Blick schaute sie die Treppe zur U-Bahn-Station hinunter, machte ein paar unsichere Schritte, und als ich sie fragte, weißt du, wie du fahren musst, Mama?, flüsterte sie, kaum zu verstehen, ja, doch, bis Jakob-Kaiser, dann mit dem Bus. Ich sah ihr nach, als sie die Treppen zur U-Bahn runterging, und hatte ein mulmiges Gefühl, als hätte ich gerade ein dreijähriges Kind allein in die U-Bahn geschickt. Ich rief sie am Abend an, um sicherzugehen, dass alles geklappt hatte. Es war unser letzter Kinobesuch.

Aber jetzt, nach der Operation und der Reha, will Jürgen nichts von Demenz hören, das »D-Wort« habe die Neurologin doch gar nicht gesagt, wiederholt er immer wieder. Was aber sonst? Die Ärztin verschreibt meiner Mutter Medikamente, die auch bei Schizophrenie gegen Halluzinationen helfen. Aber die machen meine Mutter nur unendlich müde, und die fremden Menschen kommen trotzdem immer wieder.

Und dann machen wir alle genau das, was man nicht machen soll: Wir versuchen die



Halluzinationen wegzu erklären. Mama, da gab es diese Zwischenfälle nach der OP, du hast dir zweimal die Schläuche rausgerissen, dein Gehirn hat keinen Sauerstoff bekommen, deshalb siehst du jetzt diese Menschen. Aber die sind nicht echt, nimm weiter die Tabletten, das geht bald weg.

Sie akzeptiert keine unserer Erklärungen, wird nur wütend, weil wir ihr nicht glauben. Wir wollen diese Menschen einfach nicht sehen, muss sie sich denken, und nehmen sie nicht ernst. Und wenn Jürgen mit einem Kissen durch die Luft wedelt und sagt, siehst du, da ist doch nichts, dann verdreht sie nur die Augen.

Dann verschwinden die kleinen Asiaten, und andere Menschen tauchen auf. Jetzt ist da ein großer dünner Mann mit einem langen Mantel, den sie als »heruntergekommen« beschreibt und eines Tages sogar bei meinem Bruder auf der Couch liegen sieht. Aber dein Bruder hat dazu gar nichts gesagt, erzählt sie mir später, er hat ihn da einfach so liegenlassen, also, ich verstehe das nicht, das ist doch ein fremder Mensch.

Auch kleine Kinder sieht sie überall, und als sie eines Tages sagt, oh, setz dich lieber nicht auf den Sessel, da liegt doch das Baby, bekomme ich eine Gänsehaut. Einmal sagt sie: »Das Einzige, worüber ich mir Sorgen mache ...« – und ich denke, ja hoffe, vielleicht kommt jetzt so etwas wie Einsicht in ihre Krankheit – »ist, dass das kleine Mädchen da auf den Sessel pullert.« Ich muss schlucken. Dann sage ich, dass sie sich keine Sorgen machen muss, die kann ja nicht auf den Sessel pullern, weil es sie gar nicht gibt, aber als ich das ausspreche, merke ich, völlig sinnlos. Also sage ich, nein, wird sie nicht machen, die ist doch lieb. Und das scheint meine Mutter zu beruhigen. Aber in manchen Momenten setzt sie zum Sprechen an, und plötzlich klingt sie wieder normal, vernünftig, so wie früher.

Wir fragen immer wieder nach, wie sehen die Leute aus, erinnern sie dich an irgendwen, was sagen sie zu dir? Sie erkennt sie nicht, und nein, sie sprechen nicht, sagen kein Wort, »die lungern nur rum«.

Bei einem meiner Besuche schildert meine Mutter mir diese Menschen so eindringlich, dass ich plötzlich daran denken muss, dass sie ja ein Kriegskind ist. 1937 geboren. Den Krieg hatte sie in



Berlin erlebt und war mit ihrer Mutter erst am Ende vor den Bomben und dem Hunger aufs Land geflüchtet. Immer hatte sie Angst vor Gewittern und schwerem Donner.

Und da stelle ich mir vor, wie es für ein kleines Mädchen in einem Luftschutzkeller gewesen sein muss, inmitten all dieser hungernden und ängstlichen Menschen, und jetzt kann ich ihn auch fast sehen, den Mann im langen Mantel mit seinem ausgezehrten Gesicht, das Baby, das da auf einer Decke liegt, die Kinder, die vielleicht noch ein wenig spielen, und die Frauen, die schweigend darauf warten, dass das Schlimmste bald vorbei ist.

Meine Mutter hat Angst vor Menschen in ihrer Wohnung. Sie denkt, die hätten es vor allem auf ihr Geld abgesehen – das müsst ihr euch vorstellen, Jürgen und ich sitzen am Tisch, sortieren das Geld, und die stehen einfach daneben und schauen zu! Aber auch Jürgen kann sie nicht mehr vertrauen, den sieht sie jetzt regelmäßig abends mit zwei jüngeren Frauen auf dem Sofa rumschäkern, und manchmal liegen die dann plötzlich auch im gemeinsamen Bett.

Wenn ihr wüsstet, wiederholt sie bei unseren Besuchen ständig, Jürgen, ja, alle denken, der ist so nett, aber der hat zwei Gesichter ... Wir sagen, dass er sich doch aber um sie kümmere, die ganze Zeit. Alles im Haushalt mache, einkaufe, mit ihr zu Ärzten gehe. Ach was, sie winkt ab.

Eines Tages sagt sie zu mir, als wir beide auf dem Sofa sitzen und Kaffee trinken, weißt du, welche Person ich jetzt am meisten vermisse? Meine Mutti! Was würde sie denn tun für dich, frage ich. Sie würde mich in den Arm nehmen und trösten, sagt meine Mutter. Da setze ich mich neben sie, lege den Arm um sie und denke: Ja, ich vermisse meine Mutter auch.

Irgendwann wiederholt sie immer wieder, sie wolle zurück zu unserem Vater. Der ist Mitte 90, lebt nach dem Tod seiner Lebenspartnerin allein in unserer ehemaligen Familienwohnung, läuft am Rollator, ist geistig fit und meistens gut drauf, braucht aber selbst Pflege und bedankt sich herzlich, als wir ihm davon erzählen. Nee, also das wär mir zu viel, das könnte ich jetzt nicht mehr. Er nimmt Anteil an ihrem Schicksal, mehr ist nicht drin.

Wir drei Geschwister geraten immer wieder mit Jürgen aneinander. Jürgen, der stoisch seine Rolle



als Pfleger erfüllt und sich keine Hilfe holen will. Wir reden und reden, lassen uns beraten, geben ihm Infos und Tipps, aber er will es allein schaffen. Als ich bei einem meiner Besuche kurz lache, weil meine Mutter wieder einen schrägen Satz von sich gegeben hat, und er dann sagt, ja, du kannst lachen, du musst das ja auch nicht jeden Tag miterleben, da raste ich aus und werfe ihm alles an den Kopf, was sich seit Monaten in mir angestaut hat. Dass er sich Hilfe holen kann, dass das Pflegegeld ja dafür da ist. Dass er uns immer anrufen kann, dass wir auch noch arbeiten müssen und nicht jeden Tag vorbeischaun können. Er lenkt ein, ja, so war das nicht gemeint, ist ja schon gut, ist alles einfach sehr viel. Meine Mutter sitzt daneben und schweigt. Und mir tut leid, dass sie gerade mitbekommen hat, was für eine Belastung sie geworden ist. Und auch, dass ich Jürgen so angepflaumt habe.

Mein Leben hat sich seit ihrer Operation geändert. Ich besuche sie zwar nur alle drei Wochen – die anderen Wochen gehen meine Schwester und mein Bruder hin –, aber ihre Not beschäftigt mich jeden Tag, und wenn ich Freunde treffe, spreche ich fast nur noch über meine Mutter. Manchmal saugt es mich ganz leer. Gerade noch alleinerziehende Mutter, dann ein paar Jahre Pause und jetzt das. Sich immer kümmern müssen.

Mein Bruder sagt: »Wat mutt, dat mutt« und nimmt alles viel positiver wahr als ich. Kurz nach ihrer Reha fragte ich mich manchmal, ob er gerade dieselbe Mutter gesehen hatte wie ich eine Woche vorher. Vielleicht, dachte ich, verhält sie sich bei Männern immer noch ein bisschen anders, versucht, sich von ihrer »besten« Seite zu zeigen. Und vielleicht lässt sie sich bei meiner Schwester und mir mehr in ihre Verzweiflung fallen.

Irgendwann versucht Jürgen dann, sich Hilfe zu holen. Auf einem seiner Spaziergänge entdeckt er eine Tagespflegestätte, ganz begeistert berichtet er uns davon, und meine Mutter willigt ein, dort mal hinzugehen. Wir denken alle, na endlich, und wenn es gutgeht und Corona endlich vorbei ist, könnte man dann wirklich in Erwägung ziehen, meine Mutter mal eine Pflege-WG oder ein Heim testen zu lassen. Denn das will sie ja eigentlich, wie sie uns immer wieder sagt, weg von Jürgen, dass man sie endlich in Ruhe lässt.

Nach dem ersten Besuch dort erfahren wir, dass ihr das Essen geschmeckt hat, sie sich aber mit dem



Pflegepersonal in die Wolle bekommen hat, weil dort von Einbrüchen die Rede war und meine Mutter da ganz genau nachgehakt hat, wann das denn passiert und was dort gestohlen worden sei, immer wieder stellt sie diese Fragen, auf die das Personal keine Antwort geben will. Sie geht noch einmal hin, dann sagt sie, nee, was soll ich da, Mensch-ärgere-dich-nicht kann ich nicht mehr spielen, und sonst passiert da nix.

Immer wieder sagt sie uns, sie wolle weg von zu Hause. Aber was, wenn sie dann nach zwei Tagen mit gepackten Koffern wieder raus will aus der WG oder dem Heim? Geht es ihr zu Hause, in ihrer gewohnten Umgebung, nicht doch am besten?

Wir erkundigen uns nach Heimplätzen, und als ich meiner Mutter sage, dass so ein Platz mindestens 2500 Euro koste, da ist sie ganz empört. Sooo viel Geld, na wenn das der Jürgen hört, also das ... Jürgen schüttelt dann auch nur mit dem Kopf, als sie es ihm erzählt. Und da lehne ich mich tief ins Sofa zurück und denke, okay, ich mache jetzt erstmal gar nichts mehr. Soll sie doch hierbleiben.

Einmal noch ist sie mir eine Mutter gewesen. Ich hatte nach 20 Jahren zum ersten Mal den Vater meines Sohnes wiedergesehen, der in Frankreich lebt. Vom Wiedersehen war ich aufgewühlt. Ich erzählte ihr davon und fing an zu weinen. Da stand sie mit einem Ruck vom Sofa auf, als hätte sie ihre erschlafften Muskeln doch noch unter Kontrolle, nahm mich in den Arm und sagte: »Ach Kleine!«

Kurz vor Weihnachten träume ich von ihr. Wir sind in den Bergen irgendwo im Ausland, vielleicht in Thailand, wollen wandern, aber weiter unten, nicht weit entfernt ist auch das Meer, und das sieht gefährlich aus. Ich wage selbst kaum hinzuschauen, denn schwarze, meterhohe Wellen bauen sich hoch wie Mauern auf. Komm, wir müssen hier weg, Mama, sage ich, und wir laufen einen Weg bergauf. Die nächste Welle aber erreicht uns schon, hebt uns vom Boden ab, wir schwimmen auf der Oberfläche, und ich halte meine Mutter ganz fest an der Hand. Mit diesem Gefühl wache ich auf. Beruhigend, ich halte sie. Verstörend, vielleicht ertrinken wir gleich.

Weihnachten. Wir sitzen am großen Tisch, das Raclette-Set steht in der Mitte, wir füllen unsere Pfännchen. Meine Mutter ist schlecht drauf, guckt mit diesem Blick, gleichzeitig böse und



erloschen. Ich kenne diesen Blick, er verheißt nichts Gutes. Und das an Heiligabend.

Meine Geschwister und ich sind die Verwirrung gewohnt, dieses schwarze Loch, in das es meine Mutter seit Sommer 2020 zieht. Meine Nichte und mein Sohn nicht, und deshalb werden sie immer stiller, gucken hilflos ihre Oma an, als die den Kopf hebt, den Blick ängstlich von rechts nach links schweifen lässt, dann ins Nebenzimmer schaut und leise sagt: »Da steht doch eine Frau mit langen Haaren!« Nee, sagt Jürgen und legt ihr die Hand auf den Arm, nur eine Topfpflanze. Ach, was erzählst du denn da?, sagt sie ziemlich laut und schüttelt seine Hand weg.

Ich esse meine Pfännchen leer und versuche, das Gespräch irgendwie in Gang zu bringen, um meine Mutter von ihren schiefen Gedanken und Halluzinationen wegzubringen. Wie findest du denn die Wohnung hier?, frage ich. Zu groß für zwei Personen, sagt sie, ohne lange zu überlegen. Ihr Gesicht ist dabei wie versteinert, eine Maske, die ihr jemand aufs Gesicht gelegt hat. Die Augen leer. Und dann weiß ich auch nicht mehr weiter, schweige und starre in diesen ungemütlichen heiligen Abend hinein.

Meine Mutter kann nicht zurück, und vorwärts kann sie auch nicht mehr. Jeden Morgen Müdigkeit und dunkle Gedanken, wenn sie die Augen aufschlägt. So stelle ich mir das vor.

Sie sehne sich nach dem Tod, sagt sie. Immer wieder spricht sie von ihren langjährigen Freunden, die vor einigen Monaten kurz nacheinander gestorben sind. Wie gut die es hätten, sie wäre gern bei ihnen.

Sie fragt mich, warum man ihr nicht beim Sterben helfen könne. Ich sage, wir sind deine Kinder, wir können dir nicht helfen. Oder doch? Wäre das nicht ein Akt der Gnade und Liebe, wenn wir das täten? Wie ist das eigentlich in Deutschland mit Sterbehilfe? Ich nehme mir vor, mich zu erkundigen.

Oder ich könnte vom Balkon springen, sagt sie einmal. Zum Glück hat sie nicht mehr genug Kraft, um aufs Geländer zu steigen. Das ist kein schöner Tod, Mama, sage ich, bestimmt nicht, vielleicht geht das gar nicht so schnell, und du bist dann gar nicht tot, das wäre ja noch viel schlimmer. Ja,



antwortet sie, aber ich kann einfach nicht mehr.

Ich kann sie verstehen. Sie will nicht länger miterleben, wie ihr Geist brüchiger wird, nichts mehr einen Sinn ergibt, alles in unübersichtliche Teile zerfällt. Wie Menschen in ihre Wohnung kommen, die da nicht hingehören, und wie ihr Körper nach ein paar Schritten fast zusammenbricht.

Nach dem Essen an Heiligabend sitzen wir noch ein Weilchen zusammen, Geschenke und Umschläge werden verteilt, mein Sohn überreicht meiner Mutter ein Foto von sich und seiner Freundin, das sie kommentarlos in die Tasche steckt. Als er wenig später im Flur steht, sagt meine Mutter plötzlich zu mir, du willst mir doch nicht sagen, dass das dein Sohn ist! Ratlos schaue ich sie an, sie schüttelt nur den Kopf und verzieht ihren Mund zu einem spöttischen Grinsen.

Am Ende dieses Abends sieht meine Mutter wieder den großen Mann mit dem dunklen Mantel und noch andere Gestalten. Sie beginnt zu murmeln, wird nervös. Mensch Inge, sagt Jürgen, die kennen wir doch, die tun dir doch nichts. Und dann sagt meine Mutter ganz laut: »Doch, die tun mir in der Seele weh.« Und eine Zeitlang sagt niemand mehr ein Wort.

Wie erleichtert meine Mutter wirkt, als sie am Ende des Abends neben Jürgen zum Auto wankt. Ich steige in mein Auto, das feucht und kalt ist, hole tief Luft und halte mich am Lenkrad fest. Vor ein paar Monaten hätte ich in diesem Moment vielleicht noch angefangen zu weinen, aber jetzt bin ich nur gelähmt, als starrte ich in ein tiefes dunkles Loch, das mir mit der Zeit vertraut geworden ist. Meine Mutter vergeht, und wenn es bleibt, wie es ist, oder schlimmer wird, was können wir dann noch tun für sie?

Einmal habe ich nach einem Besuch bei ihr zu meinem Bruder gesagt, dass ich ihr wirklich wünsche, dass sie das nicht mehr lange mitmachen muss, einfach einschläft. Wie traurig wir wären, aber was für eine Erleichterung auch. Darf man seiner Mutter den Tod wünschen? Mein Bruder hat es verstanden.

Im Laufe des nächsten Jahres wird nichts besser. Die fremden Menschen kommen in die Wohnung, Jürgen und sie streiten sich immer mehr, weil er es ihr nicht mehr recht machen kann, sie hat immer weniger Kraft, und ich schrecke bei jedem Telefonklingeln auf.



Im Sommer fangen wir an, darüber zu reden, meine Mutter ins Krankenhaus einweisen zu lassen, um nochmal zu prüfen, ob es nicht doch Medikamente gibt, die etwas ändern können. Und vielleicht auch, um den Sprung vom Krankenhaus in ein Pflegeheim zu erleichtern. Von diesen letzten Wochen habe ich so viele Erinnerungen, dass alles kreuz und quer in meinem Kopf liegt und eine Ordnung fast unmöglich erscheint.

Sie wird in die geschlossene Psychiatrie des Humboldt-Krankenhauses eingewiesen, ist verwirrt die ersten Tage, sucht überall ihre Sachen, Kleidung, Schuhe. Ihre Mitbewohnerinnen kümmern sich, soweit es ihnen möglich ist, versuchen sie zu beruhigen. Sie läuft herum, findet keine Ruhe, erzählt wirres Zeug, kommt aber mit in die Sonne im Hof und kostet auch den Kuchen und die Schokolade.

Nach einer Woche liegt sie bei meinem Besuch wie ein Teenager auf dem Bett, blättert in einer Illustrierten und guckt erfreut hoch, als ich ins Zimmer komme. Ach Katrin, ruft sie und springt auf, aber nach einer Stunde fängt sie wieder an, von dem Geld zu reden, ob das noch alles da sei und wo denn, und dann nur noch unverständliche Halbsätze und dann Schweigen.

Nach ein paar Wochen sagt die Ärztin, man habe sie austherapiert. Die Medikamente würden ihr Herz zu sehr belasten, sie schwächen, man könne nichts mehr tun.

Ein bisschen erleichtert bin ich, als ich das höre, obwohl es eigentlich keine gute Nachricht ist. Aber sie kann wieder nach Hause, vielleicht geht es ihr besser, wenn sie im vertrauten Umfeld ist. Sie wird also entlassen, Jürgen berichtet uns am Abend, sie sei zuhause gleich eingeschlafen. Am nächsten Vormittag bin ich auf der Arbeit und gucke irgendwann aufs Handy, das Whatsapp-Postfach der Familiengruppe quillt über.

Meine Mutter hat sich am Morgen geweigert, ihre Medikamente zu nehmen, etwas zu trinken und zu essen. Als Jürgen insistierte, hat sie sich ein Küchenmesser geschnappt und ihn bedroht. Er rief im Krankenhaus an, sie wurde wieder abgeholt. Und dann geht es endgültig bergab. Sie wird sediert, verliert die letzten Muskelkräfte.

Wir besuchen sie weiter. An einem Samstag schläft sie, als ich reinkomme, und wacht nur mühsam



auf. Will nichts essen, nichts trinken, nicht sprechen, ich weiß nicht, was sie will. Wahrscheinlich nicht mehr atmen müssen. Ich habe selbstgebackene Brownies mitgebracht, will ihr was geben, sie beißt kurz ab und verschließt dann ihren Mund, indem sie die Lippen aufeinander presst.

Dann sagt sie, sie wolle aufs Klo, ich hole eine Schwester und sehe zu, wie die meine Mutter mit geschickten Griffen aus dem Bett hievt und mit ihr zur Toilette geht, meine Mutter macht dabei kleine Tippelschritte und hängt hilflos in den Armen der Schwester.

Als sie wieder liegt, will ich ihr zu trinken geben, aber sie fängt an zu wimmern, nein, ich will nicht, ich will nicht, noch ein bisschen Kuchen?, frage ich, nein, hör auf, hört alle auf damit, hört doch endlich auf, sie wird immer lauter, und dann sieht sie mich an und schreit fast, geh jetzt, geh doch! Ich versuche ruhig zu bleiben, ich umarme sie, mein Herz klopft ganz schnell, ich zittere und sage ihr, ich hab dich lieb. Sie schweigt. Ich gehe raus, raus aus dem Zimmer, aus der Station, und auf der Straße beginne ich zu weinen, ich schluchze und heule und kann nicht aufhören. Erst im Bus beruhige ich mich wieder.

Dann schlägt Corona nochmal zu, die Station bleibt geschlossen, nur Telefonanrufe sind noch möglich, und da hören wir höchstens ein Murmeln oder Stöhnen von meiner Mutter. Als sie selbst Corona bekommt, liegt sie nur noch und schläft viel, so wird es uns gesagt.

Im November wird sie 85. Ich rufe sie am Morgen an und gratuliere ihr, sage, dass wir sie bald wieder besuchen können und ich sie lieb habe. Ich höre ihr heiseres »Ja«.

Als wir sie dann endlich wieder besuchen dürfen, warnt uns die Ärztin. Erschrecken Sie nicht, wenn Sie sie sehen. Jürgen und ich gehen ins Zimmer, da sitzt ein Mann neben ihrem Bett, ganz in Weiß, und redet mit ihr. Ich werde nie erfahren, ob das ein Seelsorger war oder einfach ein Pfleger, aber dieses Bild beruhigt mich, man hat sie nicht alleingelassen. Es ist nicht mehr viel übrig von ihr, sie hat abgenommen. Aber wie jedes Mal, wenn ich sie im Krankenhaus besucht habe, sehe ich das nach einer Weile nicht mehr, sehe nur noch meine Mutter, etwas ihr Eigenes, ihr Wesen. Und das hat nichts Erschreckendes mehr. Vielleicht hat sie mich erkannt, ich denke, dass ich so etwas wie Freude auf ihrem Gesicht gesehen habe. Wir bleiben eine Weile, haben Schokolade mitgebracht. Aber die Pfleger sagen, dass sie nichts mehr essen wolle.



In den letzten Wochen halte ich ihre Hand ganz oft. Streiche zärtlich über die schlanken, langen Finger, die immer weniger wiegen, wie die Flügel eines kleinen Vogels oder wie Watte liegen sie in meiner Hand, kraftlos, aber jung sehen sie aus, wie Kinderfinger, die Haut ganz weich.

Die Nägel daran wachsen, aber jetzt, wo sie in einem dauerhaften Dämmerzustand liegt, wage ich mich nicht mehr heran, auch nicht an ihre Fußnägel. Es wäre, als täte ich ihr Gewalt an, sie kann sich ja nicht mehr wehren.

Bei einem meiner letzten Besuche sind die Nägel dennoch geschnitten, und ich bin unendlich dankbar dafür. An diesem Tag wimmert sie ohne Ende, sie lässt sich das kleine Schwämmchen, mit dem ich ihr den Mund befeuchten will, nicht mehr in den Mund schieben, beißt darauf rum, so dass ich Angst habe, sie beißt es ab und verschluckt sich daran. Die Tabletten, die ihr der Pfleger geben will, spuckt sie zwei, drei Mal so vehement aus, dass er sagt, ich darf ihr das nicht mehr geben, sie will es nicht. Ein eigener Wille also, doch noch, und der ist stark und will nur in eine Richtung. Tot sein.

Am letzten Tag, an dem ich sie lebend sehe, werden wir in der Nacht gerufen, mein Bruder holt mich ab, Jürgen wartet vor dem Krankenhaus. Sie liegt da, ihr Atem wird unregelmäßiger, und ab und zu hustet sie. Es hört sich so an, wie sie früher gehustet hat, denke ich. Nicht das Husten einer alten Frau, so klingt es nicht, sondern bestimmt, als wolle sie das jetzt schnell abhusten und dann gleich etwas anderes machen.

Auch meine Nichte kommt sie an diesem Tag ein letztes Mal besuchen, nach vielen Wochen, in denen sie nicht mehr bei ihr war. Als sie ins Zimmer kommt, sehe ich ihr Gesicht, den Schrecken, als sie meine Mutter sieht. Ich kann ihren Schmerz spüren. Das Abschiednehmen ist etwas Körperliches, das überall wehtut. Mein Sohn wird es nicht mehr schaffen, sie noch einmal zu sehen. Sie stirbt am nächsten Tag, am Nachmittag, Jürgen ist bei ihr.

Als wir ins Zimmer kommen, liegt sie da in ihrem Bett, die weißen Haare an den Kopf gedrückt und viel zu lang, das Gesicht wächsern, ein Auge steht noch offen, und meine Mutter sieht so angestrengt aus von all dem Kämpfen. Sie hat es endlich geschafft. Und ich, die ich seit Jürgens



Anruf keine Träne vergossen habe, fange an zu weinen, bis mir das Herz wehtut und meine Arme sich verkrampfen. Mein Bruder nimmt mich in den Arm. Es geht vorbei.

Beim Ausräumen der Schränke meiner Mutter finden wir einen Brief, linierte Ringbucheinlage, krakelige Schrift:

Liebe Kinder

Ich kann nicht mehr

Ich gehe daran kaputt wie ich von Euch behandelt werde. Ich habe noch nie gehört, dass jemand seinen Vater oder seine Mutter so behandelt. Überlegt bitte ob das alles richtig ist? Wir können nochmal einen Anfang machen, aber nur wenn es ehrlich gemeint ist.

Mutti

Ich bin sprachlos, als ich das lese. Später denke ich, ja, genau so hat sie das alles gesehen in der letzten Zeit. Dass wir sie »da« nicht rausgeholt haben, dass wir nicht immer zu ihr fahren konnten, wenn sie uns anrief. Manchmal am Telefon, wenn sie anrief und genau das sagte, ich kann nicht mehr, und ich dann fragte, Mama, was ist denn los, sprich doch mit mir, und sie sagte, komm her und hol mich hier raus, und ich antwortete, ich kann jetzt nicht kommen, Mama, aber ich kann mit dir sprechen, und ich kann morgen kommen, dann legte sie einfach auf.

Trotzdem ist es nicht schön zu lesen. Weil wir so viel gemacht haben für sie, bis zum Ende. Jürgen vor allem, der immer nur beschimpft wurde von ihr. Weil meine Mutter uns für all das nicht mehr dankbar war, nicht mehr dankbar sein konnte. Weil sie in einem schwarzen Loch feststeckte, das so furchtbar gewesen sein muss, dass ich es mir gar nicht vorstellen kann.

Was mir im Leben von ihr bleibt, sind viele schöne Erinnerungen, an ihre Warmherzigkeit, wie liebevoll sie sich um meinen Sohn gekümmert hat, aber auch der bittere Brief und eine auf meinen Anrufbeantworter gehauchte Nachricht. »Hier ist Mutti, ich brauch mal jemanden von euch, tschüss...«



REPORTER:INNEN
forum

Was mich tröstet, ist der Gedanke, dass sie in den letzten Wochen ihres Lebens trotz ihrer Hilflosigkeit das gemacht hat, was sie wollte. Nämlich sterben, eigenwillig und beharrlich.

Vor Kurzem träumte ich, dass ich mit meiner Mutter in einem Einkaufszentrum bin, sie kommt auf mich zu, ist müde, ich sitze auf einer Bank, sie legt ihren Kopf in meinen Schoß, ich streichle ihre Haare. Dann springt sie auf, rennt raus, ich gehe ihr nach, draußen spielt neben einem mit alten Steinplatten gepflasterten Platz, um den herum viele krumme Bäume stehen, eine Kapelle beschwingte Musik. Ich höre die Musik und sehe noch, wie meine Mutter über den Platz läuft, dann ist sie verschwunden. Ich will meinen Freund fragen, guckst du mal, wo sie jetzt ist, aber dann weiß ich auf einmal, dass es ihr gut geht. Sie ist hier irgendwo, und es geht ihr gut, ich muss mich nicht mehr sorgen, und ich bleibe jetzt hier noch ein Weilchen und höre der Musik zu.